

3 Collaborative writing to make a change

Antworten und Fragen zum Weiterdenken über das kollaborative Schreiben als hegemoniekritische Forschungspraxis

Leona Sandmann

Zu einem späten Zeitpunkt der Überarbeitung dieses Beitrags sind es Worte von Jane Speedy, ehemals Professorin für Bildungswissenschaften an der Universität Bristol, heute als freischaffende Künstlerin weiter eng dem kollaborativen Schreiben und Schaffen verbunden (Kirkpatrick et al. 2021), die mich nicht loslassen wollen. Sie benennt pointiert, in fast prosaischer Form, was das kollaborative Schreiben in der Forschung zu bewirken vermag: »The work of collaborative writing groups draws explicit attention to the myriad ›inhabitants‹ of academic silence« (Speedy 2014: 49); und weiter: »It is an act of acknowledging the inhabitants of some of our academic silences.« (Ebd.: 47) Drängende Fragen der Repräsentanz, der Hierarchiestrukturen moderner Hochschulen und Gesellschaften und der Bedeutung von Wissensgenese und Wissenschaftsdiskurs werden dadurch aufgeworfen. Wer ist sichtbar und wird gehört, wer bleibt unsichtbar?

*Angestoßen durch diesen Sammelband habe ich mich im vergangenen halben Jahr mit dem kollaborativen Schreiben als hegemoniekritische Forschungspraxis auseinandergesetzt. All die Gedanken, Fragen, Bedenken und Zweifel, die mich in der Zeit beschäftigten, habe ich in meinem Forschungstagebuch festgehalten. Das alles passiert vor dem Hintergrund meiner Annäherung an ein mögliches Promotionsprojekt und beruht primär auf autoethnografischen Beobachtungen. Ich stütze mich auf das Wissen aus meiner bisherigen sozialwissenschaftlichen Forschung in und zu kleinen Städten und Peripherisierungsprozessen, Erfahrungsmomenten aus der empirischen Feldforschung, Gesprächen mit Freund*innen und Kolleg*innen aus der Wissenschaft sowie ausgewählten Texten, die mir in die Hände gefallen sind und mich inspiriert haben. Auch die neugewonnene*

*Expertise aus meiner Ausbildung zur Schreibpädagog*in lasse ich in meine Reflexionen über das kollaborative Schreiben miteinfließen.*

Die Form dieses Beitrags ist ein Experiment. Ich verbinde knappe Forschungstagebucheinträge und ausführlichere Gedankengänge zu einer Mischung aus Forschungstagebuch, Essay und Exposé und möchte so den Prozess der Entstehung dieses Beitrags transparenter machen. Mein Schreibstil ist bewusst zugänglich gehalten. Ich verzichte weitestgehend auf exklusiven Sprachgebrauch und abstrahierte Formulierungen meiner Gedanken. Dieser Beitrag folgt keinem Anspruch auf Vollständigkeit, sondern ist vielmehr eine Abbildung des Status Quo eines Gedankengangs im Wandel und Prozess. Es ist mein erklärtes Ziel, mit diesem Beitrag stellenweise mehr Fragen aufzuwerfen als zu beantworten.

Im Folgenden formen chronologisch fortlaufende Einträge aus meinem Forschungstagebuch – markiert durch kursive Textstellen – als selbstreflexive Gedankengänge den Rahmen für meine je auf eine bestimmte Fragestellung ausgerichteten Ausführungen zu Gegenstand, Form und Praxis des kollaborativen Schreibens.

Juli 2021 – Über einen Mailverteiler bin ich auf den Call für das Buchprojekt »Writing Together« aufmerksam geworden. Mit einer Mail an die Herausgeberinnen habe ich eigentlich nur meine Begeisterung und Neugier ausdrücken wollen, ohne Absicht, selbst etwas zu diesem Sammelband beizutragen. Den Hintergrund meines Interesses erläuternd, hatte ich mein eigenes Forschungsinteresse wie folgt kurz skizziert:

»[...] die Projektidee für meine Dissertation bewegt sich entlang der Verknüpfung des Schreibens und Forschens. Es ärgert mich immer wieder ganz gewaltig, dass Kleinstädte – insbesondere ostdeutsche Kleinstädte, mit denen ich mich befasse – von Negativerzählungen und diffamierenden Stereotypen geprägt sind; und dass diese Darstellung z.T. auch in der Forschung noch immer so reproduziert wird. Mein erster Impuls als (unausgereifte) Idee war daher das Design eines partizipatorischen Projekts, in dem die Menschen »im Feld« eigene Narrative entwickeln und schreiben können und sich so einen Teil der Deutungs- und Diskursmacht erstreiten, der ihnen sonst verwehrt bleibt oder abgesprochen wird.« (Ausschnitt aus dem Emailverkehr vom 12.07.2021)

Im Austausch mit den Herausgeberinnen gelangten wir schließlich gemeinsam zu dem für mich unerwarteten Ergebnis, meine Annäherung an ein kollaboratives Forschungsdesign zu einem Teil dieses Sammelbandes zu machen.

Die grobe Idee ist also geboren, ich aber bin noch unentschlossen: Habe ich wirklich was zu sagen?

August 2021 – Es folgte ein kurzes Telefonat mit einer Herausgeberin als follow-up auf unseren Mailverkehr. Wir erörtern gemeinsam, was ich einreichen kann und einigen uns auf einen Reflexionsbeitrag, ein Forschungstagebuch vielleicht. Das Format bleibt mir freigestellt, zwischen drei und 15 Seiten ist alles vorstellbar.

Von da an nutzte ich jede sich bietende Gelegenheit, mit anderen jungen Wissenschaftler*innen über das kollaborative Schreiben zu reden. Wir erörtern gemeinsam, was das eigentlich sei und was dies für unsere eigene Forschungspraxis bedeuten kann. Wie wird Wissen in unseren Disziplinen produziert? Mit welchen Methoden arbeiten wir? Und warum?

In den Geschichtswissenschaften zum Beispiel spielen *oral history* und Zeitzeug*inneninterviews gegenwärtig eine große Rolle. Aber wer erzählt dabei, wer gibt welche Geschichten wieder? Und darf das unkommentiert stehen bleiben? Oder anders gefragt: Was folgt daraus, wenn letztlich doch wieder die Forschenden die Macht über die Analyse und Publikation innehaben (so wie es häufig, wenn auch nicht immer, der Fall ist)? Fragen unserer eigenen Positioniertheit drängten sich auf. Wer sind wir als Wissenschaftler*innen inmitten von alledem? Aus welcher Position und Perspektive heraus forscht jede*r Einzelne von uns und ergibt sich daraus nicht schon eine selektive Sicht, wenn Narrative durch Analysierende und Schreibende geformt werden, die keineswegs frei von Wert- und Normvorstellungen sind? Objektivitätsansprüche sind schließlich hochgesteckte und unerreichbare Ideale der Forschung (Haraway 1995). Wenn wir kollaborativ forschen und schreiben wollen, welche Rolle und Verantwortung tragen wir als Wissenschaftler*innen? Und welches Selbstverständnis unserer Rolle als Wissenschaftler*in bleibt, wenn wir unsere Vormachtstellung auf Wissensproduktion teilen? Ich kann nicht abstreiten mich im ersten Moment durch den Gedanken bedroht gefühlt zu haben. Schließlich habe ich mir selbst gerade erst einen Platz erfochten in diesem fragilen, prekären Wissenschaftssystem, das wenig Sicherheiten bietet. Die eigene Machtposition und Privilegien, aber auch die eigene Prekarität zu reflektieren wird damit unverzichtbar bei einer kollaborativen Forschungspraxis.

In den folgenden Wochen und Monaten habe ich mich mit folgenden Fragen auseinandergesetzt: Was bedeutet kollaboratives Schreiben, und welche Formen nimmt es an, sowohl im Prozess als auch im Resultat? Wer ist daran beteiligt? Worin liegt der Mehrwert einer kollaborativen Schreibpraxis, und für wen? Braucht das kollaborative Schreiben ei-

ne eigene definierte Methodik, um reflektiert werden zu können? Und wie gehen wir mit der Ambivalenz von Sichtbarkeiten um?

Kollaboratives Schreiben ist für mich eng verwoben mit kollaborativer Forschung. Den kollaborativen Charakter sehe ich im gemeinsamen Forschen, Denken, Diskutieren und Evaluieren von Wissenschaftler*innen und Nicht-Wissenschaftler*innen, was zur Grundvoraussetzung für das gemeinsame Publizieren wird. Dementsprechend sind es zunächst die Fragen »Was ist kollaborative Forschung und warum braucht es eine kollaborative Forschungspraxis?«, denen ich meine Gedanken und Perspektiven auf der Suche nach Antworten hinzufügen will.

3.1 Warum braucht es kollaborative Forschung?

Aus meiner disziplinären Perspektive betrachtet sind Formen des kooperativen oder kollaborativen Forschens nicht neu, sondern stehen in der Tradition der Fachdisziplin. Die Stadt- und Raumplanung ist aufgrund ihres Forschungsgegenstands eng mit Menschen und Institutionen außerhalb der Hochschule verbunden, bereits im Studium und vor allem im anschließenden Planungsberuf. Die anwendungsnahe Fachdisziplin ermöglicht und fordert kooperatives und kollaboratives Forschen und Arbeiten. Aus der Praxis bin ich mit diesen Ansprüchen also vertraut. Woran es mir fehlte war ein klares theoretisches Verständnis der Ansprüche und Formen kollaborativer Forschung, wie sie gegenwärtig praktiziert wird.

Auf der Suche nach Antworten auf meine Fragen bin ich auf die Forschung von Fontanari, Karpenstein, Schwarz und Sulimma (2014) gestoßen, die kollaboratives Forschen als »die praxisnahe Produktion von Wissen durch gleichberechtigte Beteiligte aus Forschung/Wissenschaft und Praxis/Aktivismus« (2014: 112) definieren. Kollaborative Forschung hat dabei den erklärten Anspruch, etwas für die Beteiligten zu bewirken, denn – ähnlich wie in der Aktionsforschung – ist es ihr Ziel »sich nicht nur mit der Produktion von wissenschaftlichen Texten [zu begnügen], sondern auch und vor allem zu konkreten Veränderungen und Entwicklungen im sozialen Gefüge [zu] führen« (ebd.: 118). Forschung darf also nicht nur des Forschungswillens wegen stattfinden.

Anfänge, Aufbau und Abschluss kollaborativer Forschungsprojekte lassen sich jedoch nicht in bekannte Muster einordnen, was Fragen aufwirft wie:

Von wem geht der erste Impuls aus? Wie wird entschieden, wer oder was be-forscht oder er-forscht wird? Sollten Grenzen gezogen werden zwischen Praxis und Theorie, Forschung und Aktivismus? Und wenn ja, wo? Mit welchem Ziel forscht man gemeinsam? Geht es um das gemeinsame Publizieren, den gemeinsamen Aktivismus, die Infragestellung und Abwandlung bestehender Normen der Forschungspraxis? Und was braucht es für eine erfolgreiche Zusammenarbeit? Ist das gemeinsame Ziel genug, oder braucht es gegenseitige Sympathie und Vertrauen als Voraussetzung? (vgl. Fontanari et al. 2014: 113).

Was sich in diesen Fragen widerspiegelt, ist der Anspruch kollaborativer Forschung, hegemoniale Strukturen kenntlich zu machen und aufzubrechen. Um dieser Herrschaftskritik gerecht zu werden, bedarf es nach Kessler und Maurer (2012: 44) »radikaler Reflexivität« seitens aller Beteiligten. Der Umgang mit der eigenen Deutungsmacht, den verbalen und schriftlichen Beiträgen anderer und das Aushalten und Aushandeln von Differenzen im Forschungsverband müssen beständig reflektiert werden (Fontanari et al. 2014: 115). Das erfordert Flexibilität und macht einen kollaborativen Forschungsprozess nur bedingt planbar. Zudem beruht die Kollaboration auf Freiwilligkeit. Wie also mit dieser Unplanbarkeit und divergierenden Graden von Verbindlichkeit umgehen? Und wie gelingt der Sprung von der gemeinsamen Datenerhebung über die Analyse zum gemeinsamen Schreiben und Publizieren? Denn wie bereits der Aufruf dieses Sammelbandes hervorgehoben hat: Kollaborative Forschung geht selten über die gemeinsame Analyse und Auswertung der erhobenen Daten hinaus.

Oktober 2021 – Ich habe das Gefühl, mich thematisch ein wenig verrannt zu haben, ohne mich dem kollaborativen Schreiben auch nur anzunähern, während ich mein eigentliches Promotionsprojekt gerade vollkommen aus dem Blick verliere. Meine tägliche Projektarbeit und ein Forschungsaufenthalt in Finnland ließen zuletzt wenig Zeit für andere Projekte. Also zurück zu den Ursprüngen: Wieso ist kollaboratives Forschen mir überhaupt ein Anliegen? Und wo schließt sich der Bogen zum kollaborativen Schreiben?

Ich versuche mich zurückzubedenken, wo meine Neugier auf kollaborative Forschungspraxis ihren Ursprung hat und stoße in meiner Erinnerung auf etliche Situationen bisheriger empirischer Feldforschungen, aus denen sich meine persönliche Überzeugung des Mehrwertes kollaborativer Forschungspraxis ableitet. Mir kommen Momente aus der Empiriephase meiner Masterarbeit in den Sinn, in der ich die Handlungs(un)fähigkeit institutioneller Akteur*innen auf lokaler bis regionaler Ebene in einem peripherisierten Raum zum For-

sungsgegenstand gemacht habe (Sandmann 2020): Die von mir interviewten Menschen waren sich der impliziten Machtstrukturen meiner Forschung bewusst. Sie wussten: Ich komme mit Fragen zu ihnen, die ich definiert habe und die sie beantworten sollen. Einzig über ihre Antworten konnten sie also Einfluss auf die Ergebnisse meiner Forschung nehmen. Die Macht und Verantwortung zu entscheiden, wie ich diese Informationen auslege und kontextualisiere, fiel zurück in meine Hände. Im Prozess der Auswertung war ich die Person, die entschied, wem und was ich Gewicht gebe, und was ich außen vor lasse. In Konsequenz dessen wurde ich als Forschende*r in einem stigmatisierten Raum von Positiverzählungen überspült. Kaum jemand, von regionalen Verbänden bis zu Ortsteilbürgermeister*innen, hat ein »schlechtes« Wort über die eigene Region und Menschen verloren. Schuldtragend für das, was schief lief, war die Abhängigkeit von Ministerien und andere übergeordnete Kräfte, deren Entscheidungen sie unterlagen und nicht beeinflussen konnten. Was sie aber beeinflussen konnten, war meine Wahrnehmung der Situation. Und sie wollten, dass ich zur Abwechslung mit meiner Arbeit ein »positives« Bild zeichne, das sich abhebt von diffamierenden Fremdzuschreibungen in populären Medien wie Tageszeitungen, TV-Beiträgen und Co, die nicht müde werden, alte Zuschreibungen von Hoffnungslosigkeit und Wertlosigkeit zu reproduzieren (Bürk 2013; Bürk/Beißwenger 2013 für eine eindrucksvolle Fallbeschreibung oder Pinkster/Ferier/Hoekstra 2020). Was ich damit zum Ausdruck bringen will, ist, dass die Ergebnisse meiner Empirie eingefärbt und verzerrt wurden von der Machtbalance zu meinen Gunsten.

Die persönliche Agenda der Akteur*innen – mir ein »gutes« Bild ihrer Region zu zeichnen – dominierte unsere Gespräche. Es fehlte an Vertrauensbasis und Ebenbürtigkeit, als dass wir es darüber hinaus geschafft hätten, auf einer tieferen Ebene ehrlich miteinander Fragen nach den Strukturen und Prozessen der Stigmatisierung sowie den Auswirkungen der Machtverschiebungen durch Reformprozesse und Reaktionen und Antworten darauf zu erörtern. Und meine Fragen durch ihre Fragen zu ergänzen.

Von einem kollaborativen Forschungsansatz, der von Beginn an klar aushandelt und definiert, wie der Forschungsprozess gemeinsam gestaltet wird, verspreche ich mir deswegen die Überwindung dieser Machtdynamik und das Schaffen von Vertrauen, indem die Kontrolle über das, was veröffentlicht wird, nicht gänzlich an mich als Forscher*in abgetreten wird. Und damit meine ich kein Recht auf Zensur, sondern das gemeinsame Aushandeln der Ergebnisse. Denn die alleinige Expertise zu beanspruchen und dadurch die Expertise der Menschen aus der Praxis abzuwerten, schadet mehr als es nutzt.

Und es sind ebenfalls Erfahrungen wie diese, die mir deutlich demonstrieren, dass ich aus meiner eigenen Positioniertheit nicht herauskomme. Ich werde als Frau wahrgenommen, jung, weiß und privilegiert genug, um studiert zu haben und in der Wissenschaft arbeiten zu können. Aus Sicht der kleinen Städte, in denen ich forsche, komme ich vergleichsweise aus der Großstadt. Man merkt mir meinen »urbanen Lifestyle« an meiner Frisur, Kleidung und Sprache an. Und am wichtigsten: Ich komme nicht von hier. Ich bin im ehemaligen Westen aufgewachsen, spreche Hochdeutsch und habe keinen merkbaren Dialekt. Ich forsche aber im ehemaligen Osten Deutschlands. Und all das kommt mit mir ins Feld. So sehr ich also auch um ein weißes Blatt in meinem Kopfbemüht bin, wenn ich ein mir bisher unbekanntes Feld betrete, kann mir das nur bedingt gelingen. Ebenso wie auch mein Auftreten Erwartungshaltungen und Wertvorstellungen im Kopf meines Gegenübers erweckt. Und das ist okay! Das zu reflektieren gehört essenziell zur Forschung dazu. Niemand ist davon befreit. Aber es schränkt mich auch ein und verhindert Zugänge: Zu Menschen, aber auch zu Wissen und Themen. Fragen können nicht wertfrei und neutral sein, wenn ich sie stelle. Nicht aufgrund ihres Inhalts, sondern aufgrund der Person, welche die Frage stellt. Jemand anders würde andere Antworten bekommen. Oder gar erst andere Fragen stellen. Hier sehe ich den Mehrwert im kollaborativen Forschen mit Personen und Institutionen, die andere Werte und Normen vertreten als die akademische Forschung. Durch ihre eigene Positioniertheit können sie andere Perspektiven einbringen, die sonst unsichtbar blieben.

November 2021 – Meine Überlegungen laufen weniger linear ab, als in diesem Beitrag dargestellt. Von der Frage des »Warums« komme ich in wechselseitigen Schleifen immer wieder zu einer anderen zentralen Frage: Mit wem kollaborativ forschen (und schreiben)? Wer will und kann überhaupt mitforschen und letztlich mitschreiben? Das ist schließlich auch eine Frage von Ressourcen wie Zeit, Geld und Nutzen.

3.2 Mit wem kann und sollte kollaborativ geforscht werden?

Wenn kollaborative Forschung den Anspruch an sich stellt mit tradierten Formen der Wissensgenese zu brechen und die Macht- und Diskriminierungsstrukturen anerkannter Forschungspraxis in Frage zu stellen, warum nimmt sie dann vorrangig Menschen mit wenig Macht in ihren Fokus? (z. B. Brensell/

Lutz-Kluge 2020; Nimführ/Sesay 2019; Fontanari et al. 2014; diverse Beiträge in Kindon/Pain/Kesby 2010).

Vorbrugg, Klosterkamp und Thompson (2021), Mitglieder des Arbeitskreises Feministische Geographien sowie Teil des Autor*innenkollektivs Geographie und Geschlecht, zitieren aus einem Beitrag der Anthropologin Laura Nader (1969), der mir dazu einiges zu denken gegeben hat. Sie reflektiert die politische Verantwortung ethnografischer Forschungspraxis unter den Stichworten »studying up/studying down power« wie folgt:

»If we look at the literature based on fieldwork in the United States, we find a relatively abundant literature on the poor, the ethnic groups, the disadvantaged; there is comparatively little field research on the middle class, and very little first hand work on the upper classes. Anthropologists might indeed ask themselves whether the entirety of fieldwork does not depend upon a certain power relation in favour of the anthropologist, and whether indeed such dominant-subordinate relationships may not be affecting the kinds of theories that we are weaving. What if, in reinventing anthropology, anthropologists were to study the colonizers rather than the colonized, the culture of power rather than the culture of the powerless, the culture of affluence rather than the culture of poverty?« (Nader 1969: 289, zit.n. Vorbrugg/Klosterkamp/Thompson 2021: 86)

Ich habe mich erpapt gefühlt. Fragen sozialer Gerechtigkeit ziehen sich als roter Faden durch meine bisherigen Forschungsschwerpunkte. Ich nehme vorrangig die Akteur*innen und Räume in den Fokus, die strukturellen Ungleichheiten unterliegen. Aus Sicht der Forschung eine bequeme moralische Position, derer mich die Worte Naders (ebd.) deutlich bewusst werden ließen. Zugleich aber scheue ich zurück vor den Mächtigen. Und damit stehe ich nicht allein da. Der Blick der kritischen Stadtforschung lenkt sich häufig auf Situationen und lebensweltliche Erfahrungen von Marginalisierung, Diskriminierung und Entwürdigung (Großmann/Trubina 2022). Und auch hier, in meinen Überlegungen zum kollaborativen Forschen und Schreiben, habe ich bisher ausschließlich an marginalisierte Gruppen und Individuen als Kollaborationspartner*innen gedacht.

Doch Vorbrugg, Klosterkamp und Thompson (2021) appellieren zurecht an die Privilegienträger*innen unter uns Wissenschaftler*innen, unseren Zugang zu anderen Räumen und Strukturen zu nutzen und Machtdimensionen »nach oben« zu erforschen. Sie bieten für das Forschen mit machtvollen Akteur*innen eine Orientierungshilfe in Form einer Checkliste: Wie posi-

tioniere ich mich den Institutionen gegenüber, mit denen ich forsche? Wie kann ich sicherstellen, nicht selbst Opfer ihrer institutionalisierten Macht zu werden? Welche Unterstützungsstrukturen gibt es, mit denen ich mich selbst absichern kann usw. Den Risiken dieser Forschung muss Rechnung getragen werden und dennoch »ist es Teil unserer Verantwortung dafür zu sorgen, dass Risiken für Forschende uns in der Konsequenz nicht zum ›studying down power‹ verleiten, weil wir dann weniger zu befürchten haben« (ebd.: 89).

So sehr ich dem zustimme, spüre ich dennoch einen Widerstand in mir. Es widerstrebt mir, »studying up power« mit einer kollaborativen Forschungspraxis zu vereinen. Wieso sollte ich diejenigen weiter bestärken wollen, die bereits mächtig sind, eine Stimme mit Gewicht haben? Es erscheint mir idealistisch, davon auszugehen, dass gegenwärtig zu Gunsten mächtiger Institutionen, Gruppen oder Einzelpersonen wirkende Machtstrukturen gemeinsam analytisch durchdrungen werden können, um Änderungen zu bewirken; gesellschaftspolitisch ebenso wie im Forschungsfeld. Zugleich bin ich überzeugt davon, dass strukturelle Veränderungen zu bewirken besser gelingt, wenn machtvoll Akteur*innen Teil des Prozesses sind und nicht nur Adressat*innen der Forschungsergebnisse. Auch weil es falsch ist, Macht mit Diskriminierung und Repression gleichzusetzen und machtvollen Akteur*innen damit ihre Bereitschaft zu Lernerfahrungen, Selbstreflexion und Sensibilität für die Verantwortung ihres Handelns abzusprechen. Kollaborative Forschung sollte »studying up« also leisten können, aber nicht um jeden Preis. Es geht mir dabei nicht zuletzt um Haltungsfragen und Intentionen auf Seiten aller Beteiligten. Fraglich bleibt für mich, ob und wie sich eine Trennlinie zwischen Machtposition und der Privatperson dahinter mit ihren eigenen Privilegien und Restriktionen ziehen lässt. Das wird besonders dann relevant, wenn die kollaborative Forschungspraxis auch das gemeinsame Schreiben beinhalten soll. Ich verstehe Schreiben, auch in der Wissenschaft, als etwas sehr Persönliches, das nur bedingt von der Person zu trennen ist.

An die Frage der Machtbeziehungen knüpft für mich die Frage nach den Voraussetzungen auf zwischenmenschlicher Ebene für das kollaborative Forschen an, die Fontanari, Karpenstein, Schwarz und Sulimma (2014) bereits aufgeworfen haben. Sympathie, Vertrauen, Freundschaft – sind das die Grundbedingungen kollaborativer Forschungspraxis? Sarah Nimführ (2020: 29) betont die Freundschaft zwischen ihr und Buba Sesay (s. auch Nimführ/Sesay 2019) als Ausgangssituation der gemeinsamen Veröffentlichung. Gesa Kirsch (2013) hingegen weist auf den schmalen Grat zwischen *friendship* und *friendliness* in der qualitativen Sozialforschung hin und betont die ethischen

Implikationen ungeklärter Beziehungsebenen zwischen Forschenden und Be-Forschten, die zu enttäuschten Erwartungshaltungen, Vertrauensverlust/-missbrauch und Missverständnissen führen können. Für mich sind es daher Respekt und Anerkennung, die maßgeblich das Miteinander bestimmen sollten. Inwiefern Freundschaft dabei förderlich oder hinderlich ist, lässt sich jedoch pauschalisiert nicht beantworten, denke ich.

*Dezember 2021 – Das Schreiben bewegt mich grade stark, persönlich wie auch in der Wissenschaft. Im Herbst hat meine Ausbildung zur Schreibpädagog*in begonnen, wobei kreative Schreibprozesse in Gruppen im Fokus stehen. In Abgrenzung dazu stellt sich mir die Frage: Welche Funktion hat das Schreiben in der Wissenschaft eigentlich? Und folglich, welche Bedeutung hat es, den Dokumentations- und Publikationsprozess von Forschung für andere, sonst Unbeteiligte, zu öffnen? Und wie greife ich in diesen Diskurs ein mit meinem individuellen Denken und Schreiben über das kollaborative Schreiben?*

3.3 Über die Bedeutung des Schreibens in der Wissenschaft

Schreiben ist der Prozess der Ausformung von Wissen. Über das Schreiben wird in der Wissenschaft Diskurs geführt. In Publikationen unterschiedlicher Art wird über Erkenntnisse und Forschungsprinzipien diskutiert, das kollektive Wissen erweitert, immer mit Rückbezug auf zuvor Publiziertes. Es ist also ein entsprechend langwieriger und zäher Diskurs, in dem manche Stimmen lauter sind und andere verschwinden, unsichtbar bleiben oder gemacht werden. Diese Diskursform und ihre Sprache ist etwas, was man im akademischen Studium lernt zu verstehen, sich anzueignen und für sich zu nutzen. Wissenschaftliches Schreiben kann und muss gelernt werden (Ueding 1996).

Wissenschaftliche Publikationen sind aber auch eine Form der Währung in der Wissenschaft, die über den eigenen Status bestimmt. Die Zahl, Frequenz und Qualität der Veröffentlichungen – und auch wo veröffentlicht wird – bestimmen maßgeblich den eigenen Status und Erfolg von Bewerbungen auf Stellen und Fördergelder. Noch dazu, so zeigen es eigene Erfahrungen und Erzählungen von Kolleg*innen aus der Wissenschaft, erfolgt das Publizieren in der Regel ohne Vergütung als »ehrenvolle« Aufgabe, häufig begleitet von zeitaufwendigen und nicht immer wertschätzenden Reviewprozessen. Mir drängt sich also die Frage auf: Was haben Nicht-Wissenschaftler*innen davon, in diesen Prozess eingebunden zu werden?

Die Vorteile, die sich aus wissenschaftlichen Publikationen ergeben, scheinen primär Wissenschaftler*innen zu nutzen. Auf einer ideellen Ebene verstehe ich, wie das gemeinsame Schreiben dazu beitragen kann, den wissenschaftlichen Diskurs um intersektionale Perspektiven zu bereichern, hierarchische Strukturen der Wissensgenese aufzubrechen und Stimmen in einen Diskurs zu holen, der sonst *über* sie und nicht *mit* ihnen schreibt. Zeitgleich schildert Nimführ (2020: 31) die Hürden, auf die sie stößt beim Publizieren kollaborativer Schreibprojekte. Eine institutionelle Anbindung wird erwartet und auf Abweichungen dieser Norm wird wenig unterstützend reagiert. Welche Form der Publikation ist also sinnvoll? Für mich ist entscheidend, dass vor allem auch die Nicht-Wissenschaftler*innen etwas daraus mitnehmen. Wird damit der selbstherausgegebene Sammelband zur zugänglicheren Alternative des peer-reviewten Journals? Oder der Wissenschaftsjournalismus mit einer anderen Zielgruppe und Reichweite als akademische Veröffentlichungen? Einerseits frage ich mich, ob es nicht am Grundanspruch des kollaborativen Schreibens als transformative Praxis vorbeigeht, wenn Ausweichrouten dieser Art genutzt werden. Zugleich lässt mich aber auch das ungute Gefühl nicht los, dass eine ideelle Grundsatzdebatte auf den Schultern marginalisierter Gruppen und Personen ausgetragen wird, die zu Stellvertreter*innen werden im Kampf von tradierten und progressiven Wissenschaftsformen.

Dazu kommt der Anspruch an wissenschaftliche Veröffentlichungen an Sprache, Stil und Struktur. Die Wissenschaft nutzt eine eigene komplexe Sprache, die schwer zugänglich sein und häufig nur exklusiv verstanden werden kann. In meiner Forschung bislang hat sich wiederholt die Frage gestellt, was ich an die be-forschten Menschen im Feld zurückgeben kann. Meine wissenschaftlichen Publikationen sind ihnen in der Regel wenig zugänglich. Auch weil Englisch in der internationalen Debatte der Standard ist und nicht alle Zugang zu dieser Sprache haben. Wenn also kollaborativ geschrieben wird mit unterschiedlichen Erfahrungsgraden und Schreibpraxen, wie kann es gelingen, dass dem Anspruch renommierter Journals Rechnung getragen wird, man zeitgleich aber nicht paternalistisch agiert im Forschungsverbund? Vielleicht ist das aber auch ein verfehelter Ansatz und die eigentliche Forderung sollte es sein, die Standards der Wissenschaftssprache weit genug aufzubrechen und unser Bild dessen, was und wer »wissenschaftlich« ist, kritisch neu aufzustellen.

Januar 2022 – Bei diesen Gedanken erinnere ich mich an ein Gedicht der Künstlerin und Schriftstellerin Grada Kilomba, das Kübra Gümüsay, Aktivistin und Autorin, in ihrem

Buch »Sprache und Sein« (2020: 58) zitiert. Darin bringt Grada Kilomba das diskriminierende Machtgefälle der Wissenschaftssprache und Wissensproduktion auf den Punkt:

When they speak, it is scientific,
 when we speak it is unscientific,
 Universal/specific;
 objective/subjective;
 neutral/personal;
 rational/emotional;
 impartial/partial;
 they have facts, we have opinions;
 they have knowledge, we have experience.

Grada Kilomba

3.4 Kollaboratives Schreiben als politischer Akt

»Collaborative writing to make a change« habe ich diesen Beitrag betitelt und übertrage damit den Anspruch des kollaborativen Forschens – nicht nur Wissen des Wissens wegen zu produzieren, sondern konkrete Veränderungen zu bewirken – auf das kollaborative Schreiben und wissenschaftliche Publizieren. Ich verstehe es als eine Form des Widerstandes, als einen politischen Akt. Denn Wissenschaften bleiben exklusiv. Ihre Zugänge begrenzen sich durch strukturelle Ungleichheiten entlang von Geschlecht, *race*, Ableismus, Alter und Klassismus (s. bspw. Altieri/Hüttner 2020 zu Erfahrungsberichten zu Klassismus in der Wissenschaft). Selbst wer den Zugang schafft, dem bieten sich kaum langfristige Perspektiven in projektfinanzierter Forschung und entsprechend prekären Verhältnissen (medial präsent und diskutiert durch den im Juni 2021 entstandenen Twitter-Trend #ichbinhanna, der Kritik übt am Wissenschaftszeitgesetz). Wenige können sich diese Unsicherheiten auf Dauer leisten. Trotz Diversitätsförderung bleiben Zugangshürden bestehen, die darüber entscheiden, welche Menschen an Wissensgenese teilhaben und wer nicht. Zwar werden Zugänge leichter und zumindest *weiße* Frauen kommen in der Wissenschaft an, die wissenschaftliche Autorität bleibt dennoch weiterhin vorrangig männlich und *weiß*. Gegen das »Herrenrecht des Schreibens« (Cixous 1977: 36) anzuschreiben, macht das Schreiben damit zu einem Akt der Selbstermächtigung für über- und ungehörte Stimmen (Czerney/Eckert/Martin 2021: 190).

Virginia Woolfs (1928) Forderungen nach einem »room on its own« sind also weiter brandaktuell.

In Fortführung dieser Gedanken spitzt die Psychologin und Schreibcoachin Joan Bolker in ihrem Essay »A Room of Ones Own is not Enough« Woolf's Forderung noch weiter zu: Ein Raum für sich sei noch lange nicht genug. Es braucht Mut, die eigene Stimme zu finden, die eigene Sprachlosigkeit zu überwinden. Ein Prozess, in dem ich selbst mich noch befinde. Es ist immer wieder aufs Neue zermürend und demoralisierend zu beobachten, dass der Begriff des Imposter-Syndroms (Hochstapler-Syndrom) nicht nur mein eigenes Denken begrifflich fasst, sondern fast synonym steht für eine junge Generation von Wissenschaftler*innen um mich herum (Abdelaal 2020 formuliert ausführlichere Gedanken dazu). Dieser Beitrag ist also auch als ein Akt der Emanzipation zu verstehen.

Doch die eigene Sprachlosigkeit zu überwinden und die Macht der eigenen Stimme zu nutzen birgt auch Gefahren:

»Schreiben ist gefährlich, weil man etwas von sich weggibt und damit rechnen muss, dass man es erstens nicht zurückbekommt und zweitens etwas damit gemacht wird, was man nicht beabsichtigt hat. Die Schreibende macht sich verletzlich, durchsichtig und benutzbar.« (Czerney/Eckert/Martin 2021: 190)

Das Schreiben im Kollektiv wirkt deswegen bestärkend, denn Empowerment als »Wachstum von Selbstvertrauen und Selbstachtung, von Selbstbewusstsein und vom Verständnis der eigenen Handlungsmacht und -fähigkeit« (ebd.: 189) ist kollektiv machtvoller als individuell. Zudem bietet das Kollektiv Sicherheit. Mit der individuellen Identität in der des Kollektivs aufzugehen ist das, was Porter und Rippin (2014: 55) metaphorisch als »hooded writing« bezeichnen, denn: »by keeping my hood up I can safely reveal myself.« Auch das Pseudonym schützt Identitäten, die nicht klar erkennbar mit der Veröffentlichung in Verbindung gesetzt werden dürfen aus realer Bedrohtheit der eigenen Person (Nimführ 2020: Fußnote 21).

Das kollaborative Schreiben verstehe ich deswegen als einen politischen Akt, der mit dem Finger auf Ungleichheiten zeigt und uns herausfordert, Denkweisen und Normen scharf zu hinterfragen, indem wir Stimmen in den Diskurs einladen bzw. sich Platz nehmen lassen, die sonst außen vor bleiben. Es wird zu einem *act of empowerment*. Was dabei jedoch nicht vergessen werden darf: Wir müssen uns bewusst machen, dass wir ein Ideal verfolgen. Das kollaborative Handeln beruht auf Freiwilligkeit und alle Beteiligten ha-

ben das Recht jederzeit Grenzen (neu) zu ziehen. Auch mitten im Prozess einer kollaborativen Arbeit können stets Zeiteinschränkungen, auseinandergehende Interessen, konfligierende Wertvorstellungen und divergierende Einsatzbereitschaft das Projekt beeinflussen. Dafür braucht es Respekt und Anerkennung (Kirsch 2013: 2169).

Januar 2022 – Ein Mitglied meiner queerfeministischen Schreibgruppe hat mich auf den Vortrag von Dr. Lena Eckert »Schreiben, Gender, Kollaborieren. Wor(l)dings of doing academia« an der Uni Jena aufmerksam gemacht. Ihre Ausführungen zu den Zusammenhängen von Schreiben und Denken, Feminismus, Schreiben und kollaborativem Schreiben als dekoloniale Praxis waren enorm bereichernd. Viele meiner Gedanken haben sich in ihrem Vortrag wiedergefunden, aber es öffneten sich mir auch neue Perspektiven dadurch; speziell das Verständnis von Schreiben als feministischen, emanzipativen Akt der Selbstermächtigung.

3.5 Wie kann kollaboratives Schreiben Form nehmen?

»All writing is collaborative, insofar as all writing is an embodied and imagined accumulation of selves and stories.« (Speedy 2014: 50)

Das kollaborative Schreiben muss als Bestandteil des wissenschaftlichen Methodenkanons nicht gänzlich neu erfunden werden. Kollaboratives Schreiben hat in feministischen Kreisen als emanzipatorische Praxis bereits lange Tradition. Andere Autor*innen haben sich damit bereits ausgiebiger befasst (s. Eckert 2022 für weitere Ausführungen), weswegen ich mich an dieser Stelle dem kollaborativen Schreiben aus dem Blickwinkel der Schreibforschung zuwenden möchte. Bereits seit den 1980er Jahren befasst diese Disziplin sich intensiv mit *collaborative writing* aus unterrichtswissenschaftlicher Sicht als Lehr- und Lernmethode (Lehnen 2000). Die Linguistin Neomy Storch (2019) definiert kollaboratives Schreiben in Abgrenzung von kooperativem Schreiben als einen Prozess, der alle daran Beteiligten gleichwertig verantwortlich macht:

»I view collaborative writing as an activity with very distinct traits (see Storch 2013). I define collaborative writing as an activity that requires the co-authors to be involved in all stages of the writing process, sharing the responsibility for and the ownership of the entire text produced. These

traits distinguish collaborative writing from cooperative writing.« (Storch 2019: 1)

Sie macht deutlich, dass es nicht um die Teilung der Aufgaben und Kapitel untereinander geht, sondern um das gemeinsame Produzieren des gesamten Textes. Den kommunikativen Charakter der gemeinsamen Textproduktion heben Rechenberg-Winter und Haußmann (2015: 335) hervor, die das kollaborative Schreiben eines Textes als einen sozialen, dialogischen Prozess im Austausch zwischen zwei und mehr Menschen verstehen, wobei die einzelnen Textbestandteile später nicht mehr eindeutig einer Person zuordenbar sind. Nun besteht ein wissenschaftlicher Text aber aus verschiedenen Bestandteilen, die rein vom inhaltlichen Anspruch nicht von jeder Person verfasst werden können (abhängig davon z.B. wie intensiv man sich mit der Empirie oder Theorie befasst hat). Wissenschaftliche Beiträge von mehreren Autor*innen verstehe ich deswegen nicht per se als kollaborative Schreibprojekte.

Kollaboratives Schreiben muss also anders ausgehandelt werden. Es braucht ein gemeinsames Verständnis davon, was den kollaborativen Charakter des gemeinsamen Schreibens auszeichnet. Das gemeinsame Produzieren eines möglichst großen Anteils an Text sollte dabei meines Erachtens richtungsweisender Maßstab sein. Damit dies gelingen kann, braucht es eine Schreibpraxis, die zu allen passt. Es braucht Absprachen darüber, wer was wie schreibt und wer welches Recht auf Korrektur und Änderungen hat. Es braucht geeignete technische Voraussetzungen wie ein für alle zugängliches Programm (technisch und kostenbedingt) und Datenschutzvorkehrungen. Es stellen sich Fragen einer gemeinsamen Zitationssoftware und Absprachen im Umgang damit. Es braucht die Bereitschaft, sich auf die Arbeitsweisen der anderen Beteiligten einzulassen und Kompromisse zu finden, sich Zeit zu nehmen für Treffen, ob online oder in Präsenz (die Suche von Sakellariadis et al. 2008 nach einem Raum für ihr gemeinsames Schreiben ist instruktiv als Einblick in das digitale Kollaborieren). Und es braucht eine Reflexion und Transparenz über diesen Prozess. Alle anderen Abschnitte der Forschung folgen einer Methodik als Reflexionsbasis, also sollte das gleiche für das gemeinsame Schreiben gelten.

Die Praktikabilität und Umsetzung dessen lösen jedoch Bedenken und Zweifel in mir aus. Wie kann kollaboratives Schreiben im Prozess aussehen? Für Lena Eckert (2022) ist ein kollaborativer Schreibprozess jedes Mal anders und damit nicht zu generalisieren. Die anwesenden Personen in Zahl und Persönlichkeit, die Vertrauens- und Beziehungsebenen untereinander, das

Thema, die Schreibmethode – all das prägt den Schreibprozess im Kollektiv. Das macht die Auseinandersetzung mit dem Schreibprozess als solchem unerlässlich. Um ihn in seinen Bestandteilen zu verstehen und einen kollaborativen Schreibprozess aushandeln und evaluieren zu können, bedarf es eines Grundverständnisses der Schreibdidaktik.

Die einzelnen Bestandteile des Schreibprozesses variieren in ihrer Differenzierung je nachdem, welchem Grundlagenwerk man folgt (ein idealtypisches Modell für den Arbeitsprozess an wissenschaftlichen Texten findet sich bspw. bei Wolfsberger 2007). Worauf sie sich letztlich runterbrechen lassen, ist im Wesentlichen die Unterscheidung in kreative und analytische Schreibphasen. Also Phasen, in denen (im möglichst freien Schreibfluss) viel Rohtext entsteht und Phasen, die der Überarbeitung und Verdichtung dieser Rohtexte dienen. Das ist selten ein linearer Prozess mit scharf trennbaren Phasen. Aber es braucht ein Bewusstsein für diese Phasen ebenso wie für unterschiedliche Schreibtypen. Das Einbinden schreibdidaktischer Übungen kann bereichernd sein, um in der Schreibkollaboration zusammen eine Stimme zu finden (diverse Übungen finden sich u. a. bei Scheuermann 2016, bspw. »Ink-Shedding« für Schreibanfänge im Kollektiv). Für die analytischen Phasen ist die gemeinsame Auseinandersetzung mit Feedbackmethoden unerlässlich. Textfeedback kann unter unterschiedlichen Prämissen, Zielstellungen und Herangehensweisen erfolgen. Dies unter allen Schreibbeteiligten klar auszuhandeln ist notwendig (Grundlagen zum Textfeedback finden sich bei Elbow 1989 oder Wolfsberger 2007), um Frustration und Missverständnissen vorzubeugen.

Auch wenn sich ein kollaborativer Schreibprozess kaum pauschalisieren lässt (und sollte), deuten sich hier und in anderen Beiträgen dieses Sammelbandes vielfältige Möglichkeiten eines Methodenkanons an, aus dem geschöpft werden kann. Nicht zuletzt, um dem Risiko zu entgehen, kollaboratives Schreiben als Selbstläufer fehleinzuschätzen. Denn das Schreiben als solches bedarf in seiner Funktion weniger als das Publizieren von Ergebnissen gedacht, sondern als integraler Bestandteil des gemeinsam zu Ergebnissen Kommens verstanden zu werden. Und dafür braucht es vor allem eines: Zeit – ein häufig knappes Gut in projektgebundener Forschung. Gemeinsame Schreibzeiten zu etablieren wird damit ebenso wichtig, wie sich auf Schreibformen und Inhalte zu verständigen. Schreibretreats oder schreibdidaktisch moderierte Schreibwerkstätten stelle ich mir als Bereicherungen einer kollaborativen Schreibpraxis vor, die helfen können, die unendlich vielfältigen Wünsche, Erfahrungen und Intentionen im Forschungskollektiv auszuhandeln.

Und doch frage ich mich angesichts der Unabwägbarkeiten, die sich in diesen Vielfaltsversprechen verbergen, ob ich selbst überhaupt in der Lage dazu bin, kollaborativ zu schreiben. Auch weil das Schreiben für mich persönlich ein weitestgehend solitärer Schaffensprozess bleibt. Diesen Teil meiner Arbeit anderen gegenüber zu öffnen, fühlt sich sehr verletzlich an. Und es verlangt viel Geduld, Ruhe, Selbstsicherheit und Selbstreflexivität. Ich glaube nicht jede*r kann das gut. Nicht nur der Forschungsgegenstand als solcher und die eigene Positioniertheit sind entscheidend, sondern auch persönliche Eigenschaften der Forscher*innen. An erster Stelle steht für mich daher die ehrliche Antwort von allen potentiellen Beteiligten: Seht ihr euch dazu in der Lage, gemeinsam zu schreiben, Inhalte und Konflikte intensiv miteinander auszuhandeln, eventuelle Fehler einzugestehen und euch Zeit zu nehmen für diesen Prozess und dessen Evaluation? Und wenn das Experiment scheitert, könnt ihr es als erfolgreichen Versuch und nicht als missglücktes Produkt anerkennen?

3.6 Schlussgedanken

Von meinem eigentlichen Promotionsthema bin ich ein Stück weit abgekommen. Auch weil ich mir früh in diesem Prozess grundlegende Fragen gestellt habe, die einen kollaborativen Forschungsansatz in weite Ferne rücken. Denn mit Blick auf ein mögliches Promotionsprojekt frage ich mich, darf ich überhaupt kollaborativ forschen im Rahmen dieser Qualifizierungsarbeit? Und sehe ich mich persönlich in der Lage, die Verantwortung, die mit einem kollaborativen Projekt einhergeht, zu tragen? Die unterschiedlichen Perspektiven und Ansprüche gerecht auszuhandeln? Und ein grundlegender Zweifel: Kann man kollaboratives Forschen und Schreiben überhaupt planen? Kann ich ein solches Vorhaben für mich entwickeln und umsetzen wollen? Ich habe das Gefühl, damit kreierte ich schon auf der allerersten Ebene falsche Voraussetzungen. Denn wie Fontanari, Karpenstein, Schwarz und Sulimma (2014: 112) richtigerweise fragen: »Von wem geht der Impuls aus?« bzw. von wem sollte er ausgehen?

Kollaboratives Schreiben hat für mich einen zutiefst transformativen Ansatz. Ich sehe unheimlich viel Potenzial darin – als feministischer, machtkritischer, selbstermächtigender Akt. Und ich habe große Lust, mich darin auszuprobieren, mich selbst zu beobachten in kollaborativen Schreibprozessen. Beobachten, was das mit mir macht, mit meinem Schreiben, meinem Denken. Aber ich bin noch nicht bereit, die Verantwortung für ein kollaboratives Forschungsprojekt zu tragen. Dafür bleiben zu viele Fragen offen.

Literaturverzeichnis

- Altieri, Riccardo/Hüttner, Bernd (Hg.) (2020): *Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien* (= Hochschule, Band 13), Marburg: BdWi-Verlag.
- Bolker, Joan (1997): »A Room of Ones Own is not Enough«, in: Joan Bolker (Hg.), *The Writer's Home Companion: An Anthology of the World's Best Writing Advice, from Keats to Kunitz*, New York: Henry Holt & Co, S. 183–199.
- Brensell, Ariane/Lutz-Kluge, Andrea (Hg.) (2020): *Partizipative Forschung und Gender – Emanzipatorische Forschungsansätze weiterdenken*, Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Bürk, Thomas (2013): »Voices from the Margin: The Stigmatization Process as an Effect of Socio-Spatial Peripheralization in Small-Town Germany«, in: Andrea Fischer-Tahir/Matthias Naumann (Hg.), *Peripheralization: The Making of Spatial Dependencies and Social Injustice*, Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 168–186.
- Bürk, Thomas/Beißwenger, Sabine (2013): »Stigmatisierung von Städten«, in: Matthias Bernt/Heike Liebmann (Hg.), *Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit? Deutsche Mittelstädte und ihr Umgang mit Peripherisierungsprozessen*, Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 125–145.
- Cixous, Hélène (1977): *Die unendliche Zirkulation des Begehrens. Weiblichkeit in der Schrift*, Berlin: Merve.
- Czerney, Sarah/Eckert, Lena/Martin, Silke (Hg.) (2021): *DIY, Subkulturen und Feminismen*, Berlin: Marta Press.
- Eckert, Lena (27.01.2022): »Schreiben, Gender, Kollaborieren. Wor(l)dings of doing academia« (online Vortrag), Friedrich-Schiller-Universität Jena, Veranstaltungsreihe *Universität in der Krise? _Forum für Kritik*.
- Elbow, Peter (1998): *Writing with Power: Techniques for Mastering the Writing Process*, New York: Oxford University Press.
- Fischer-Tahir, Andrea/Naumann, Matthias (2013): »Introduction. Peripheralization as the Social Production of Spatial Dependencies and Injustice«, in: Andrea Fischer-Tahir/Matthias Naumann (Hg.), *Peripheralization: The Making of Spatial Dependencies and Social Injustice*, Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 9–26.
- Fontanari, Elena/Karpenstein, Johanna/Schwarz, Nina V./Sulimma, Stephen (2014): »Kollaboratives Forschen als Methode in der Migrations- und Sozialarbeitswissenschaft im Handlungsfeld Flucht und Migration«, in: Labor

- Migration, Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung, Berliner Blätter 66, S. 111–129.
- Großmann, Katrin/Trubina Elena (2022): »Dignity in Urban Geography: Starting a Conversation«, in: Dialogues in Human Geography [online first].
- Gümüşay, Kübra (2020): Sprache und Sein, München: Hanser Berlin.
- Haraway, Donna (1991): »Situated Knowledges – The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«, in: Donna Haraway (Hg.), Simians, Cyborgs, and Women: The Re-Invention of Nature, London, S. 183–201.
- Haußmann, Renate/Rechenberg-Winter, Petra (2015): Arbeitsbuch Kreatives und biografisches Schreiben – Gruppen leiten, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kessl, Fabian/Maurer, Susanne (2012): »Radikale Reflexivität als zentrale Dimension eines kritischen Wissenschaftsverständnisses Sozialer Arbeit«, in: Elke Schimpf/Johannes Stehr (Hg.), Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit. Gegenstandsbereiche – Kontextbedingungen – Positionierungen – Perspektiven, Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 43–56.
- Kindon, Sara/Pain, Rachel/Kesby, Mike (2010): Participatory Action Research Approaches and Methods. Connecting People, Participation and Place, Oxford/New York: Routledge.
- Kirkpatrick, Davina/Porter, Sue/Speedy, Jane/Wyatt, Jonathan (Hg.) (2021): Artful Collaborative Inquiry – Making and Writing Creative, Qualitative Research, London/New York: Routledge.
- Kirsch, Gesa E. (2013): »Friendship, Friendliness, and Feminist Fieldwork«, in: Signs – Journal of Women in Culture and Society 30(4), S. 2163–2172.
- Lehnen, Katrin (2000): Kooperative Textproduktion – Zur gemeinsamen Herstellung wissenschaftlicher Texte im Vergleich von ungeübten, fortgeschrittenen und sehr geübten SchreiberInnen. Unveröffentlichte Dissertation, Bielefeld.
- Nader, Laura (1969): »Up the Anthropologist: Perspectives Gained From Studying Up«, in: Dell Hymes (Hg.), Reinventing Anthropology, New York: Pantheon Books, S. 284–311.
- Nimführ, Sarah (2020): »Reflections on collaborative knowledge production in the context of forced migration«, in: Feministische Geo-Rundmail Nr. 83.
- Nimführ, Sarah/Sesay, Buba (2019): »Lost in Limbo? Moving Contours and Practices of Settlements of Non-deportable Refugees in the Mediterranean Area«, in: Comparative Migration Studies Journal 7(26), S. 1–19 [online first].

- Pinkster, Fenne M./Ferier, Marijn S./Hoekstra, Myrte S. (2020): »On the Stickiness of Territorial Stigma: Diverging Experiences in Amsterdam's Most Notorious Neighbourhood«, in: *A Radical Journal of Geography Antipode* 52(2), S. 522–541.
- Porter, Sue/Rippin, Ann (2014): »Hood Up and Hood Down Writing: Anonymity, Community and Identity«, in: Jane Speedy/Jonathan Wyatt (Hg.), *Collaborative Writing as Inquiry*, Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, S. 52–65.
- Sakellariadis, Artemi/Chromy, Sam/Martin, Viv/Speedy, Jane/Trahar, Sheila/Williams, Susan/Wilson, Sue (2008): »Friend and Foe? Technology in a Collaborative Writing Group«, in: *Qualitative Inquiry* 14(7), S. 1205–1222.
- Sandmann, Leona (2020): *Die Handlungs(un)fähigkeit der Peripherie – Auswirkungen der Gemeindegebietsreform in Sachsen-Anhalt auf Prozesse der inneren Peripherisierung und Ressourcen lokalpolitischer Akteur_innen zur Bildung von Gegenmacht*. Unveröffentlichte Masterthesis, Weimar.
- Scheuermann, Ulrike (2016): *Schreibdenken – Schreiben als Denk- und Lernwerkzeug nutzen und vermitteln*, Opladen/Toronto: Barbara Budrich.
- Speedy, Jane (2014): »Collaborative Writing and Ethical Know-How: Movement within the Space Around Scholarship, the Academy and Social Research Imaginary«, in: Jane Speedy/Jonathan Wyatt (Hg.), *Collaborative Writing as Inquiry*, Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, S. 44–51.
- Storch, Neomy (2019): »Research Timeline – Collaborative writing«, in: *Language Teaching Surveys and Studies* 52(1), Cambridge University Press, S. 40–59.
- Storch, Neomy (2013): *Collaborative writing in L2 classrooms*, Bristol: Multilingual Matters.
- Ueding, Gert (1996): *Rhetorik des Schreibens – Eine Einführung*. Weinheim: Beltz Athenäum.
- Wolfsberger, Judith (2007): *Frei geschrieben – Mut, Freiheit und Strategie für wissenschaftliche Abschlussarbeiten*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag.
- Woolf, Virginia ([1928] 2005): *A Room of One's Own*, Harcourt.
- Vorbrugg, Alexander/Klosterkamp, Sarah/Thompson, Vanessa (2021): »Feldforschung als soziale Praxis: Ansätze für ein verantwortungsvolles und feministisch inspiriertes Forschen«, in: Autor*innenkollektiv *Geographie und Geschlecht* (Hg.), *Handbuch Feministische Geographien – Arbeitsweisen und Konzepte*, Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 76–96.